

Die „Volkswocht“ erscheint täglich Nachmittags um 6 Uhr Sonntag und ist durch die Expedition, Neue Hauptstr. 44, durch die Post und durch Colportage zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 2.50, pro Woche 20 Pf., Postzusatz 10 Pf. Nr. 2227.

Volkswocht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die werktätige Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die neue Welt“.

Telephon Nr. 451.

Anzeigengebühren: Beträge für die einseitige Beilage über deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Vereinsmitglieds-Anzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 10 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Telephon Nr. 451.

Nr. 48.

Mittwoch, den 26. Februar 1902.

13. Jahrgang.

Unsere Stube.

Die traurigen Folgen der Wohnungsnot.

Die Untersuchung der Breslauer Wohnungsverhältnisse hat uns gezeigt, in welcher unzureichenden Wohnungen die arbeitende Klasse auch bei uns haust. In den beiden ersten Artikeln war statistisch erzählt, wie klein, wie ungünstig gelegen und überfüllt unsere Wohnräume sind. Herr Dr. Honigmann schickte sich nun an zu beweisen, daß die Folgen dieser Zustände höchst traurig, höchst unheilvoll und gefährlich sein müssen. Er sagte:

„Zunächst sprechen die Wohnungen der Arbeiter allen Anforderungen der Hygiene Hohn. Wie ungesund es ist, in Kellern, im 4. und 5. Stock, in Hinterzimmern, in Dachstuben zu wohnen, wie ungesund es ist, in demselben Zimmer zu schlafen, in welchem Tags über gearbeitet, gearbeitet, gelacht, gejubelt worden ist, wie ungesund es ist, wenn sich in einer Wohnung, in einem Zimmer bei Tage und gar bei Nacht so viele Personen zusammenbringen, über all das brauche ich wohl kein Wort weiter zu verlieren. Wie nun gar, wenn alle diese Uebelstände zusammenkommen und sich gegenseitig steigern, wenn dieselbe Wohnung in anormaler Straßenlage und in anormaler Höhenlage gelegen, zugleich gewerblich benützt und überfüllt ist. Hierzu kommt, daß es natürlich eine äußerst schwere Aufgabe ist, solche Wohnungen einigermaßen gut zu halten. Bis zu einem gewissen Grade hängt das ja freilich von den persönlichen Eigenschaften der Bewohner ab, und zum Ruhme unserer Arbeiterfrauen sei es gesagt, man findet unter den Arbeiterwohnungen wohl manches Stübchen, das noch gesund und reinlich aussieht und wohllich anheimelt.“

Aber kann man sich wundern, wenn auch sehr häufig das Gegenteil der Fall?

Ein junges Ehepaar hat sich vielleicht ganz nett eingerichtet, zum kommen Kinder, der Verdienst reicht nicht mehr aus, die frühere Lebenshaltung aufrecht zu erhalten. Die guten Möbel verschwinden, das Zimmer wird schlammig, die Frau muß mit verdienen helfen, kochen, stricken, waschen. Sie kann nur noch nebenher für die vergrößerte Familie wirtschaften und die Kinder besorgen. Sie findet nun nicht mehr Zeit, auf „den Glanz und den Schimmer“ zu achten. Sie ist froh, wenn sie das Nötigste an die erledigen kann, ihre Spannkraft läßt nach, und so wird die Wohnung mehr und mehr vernachlässigt. Mit der Noth und dem Elend ziehen Verwirrung und Unordnung, Schmutz und Gestank in die Wohnung ein. Immer enger rückt man zusammen. Zu den Eltern treten schon die Kinder nun nimmt man als Hilfe vielleicht die alte Mutter oder andere Verwandte und, um die Miete aufzubringen, Schlafmädchen und Schlafmädchen ins Haus. Die Wohnung, die für das junge Ehepaar vollauf bequem war, muß jetzt die dreifache und vierfache Menschenzahl fassen. Wie sollte sie durch diesen nothgedungenen Mißbrauch nicht in Verfall gerathen!

Also ich wiederhole: Die Arbeiterwohnung bietet die ungünstigsten Lebensbedingungen; ihr mangelt Luft und Licht, die Elemente des Seins. Und in dieser Atmosphäre wachsen die Kinder auf. Wenn sie nicht alsbald wieder hinstirben, — die enorme Kindersterblichkeit in den Miethslasernen ist ja bekannt — so bleiben sie doch meist blaß und

schwächlich. Sind sie mit Krankheitsdispositionen behaftet, so ist die Wohnung sicherlich nicht dazu angethan, deren Entwicklung hintanzuhalten, sondern nur, sie zu fördern und zu beschleunigen. Namentlich gilt dies von der verheerendsten aller Volkskrankheiten, der Lungenschwindsucht. Auf dem neuesten Kongresse zur Bekämpfung dieser Seuche ist ihr enger Zusammenhang mit den Wohnungsverhältnissen wissenschaftlich nachgewiesen und direkt ausgesprochen worden; die Tuberkulose geht mit der Wohnungsnot dichtlich parallel, die Tuberkulose ist eine Wohnungskrankheit. Ebenso leuchtet ein, wie sehr die dichte Besetzung der einzelnen Wohnungen und die Zusammenballung so vieler Familien in einer Miethslasernen und so vieler Tausende in einer Straße das schnelle Ausbreiten ansteckender Krankheiten, die Ausbreitung aller Epidemien begünstigen muß.

Meine Herren! Das ist ein Punkt, an dem die Solidarität aller Mitbürger einer Stadt, der Reichsten mit den Ärmsten, sich energisch fühlbar macht. Seid auf der Hut! auch unser eigener Leib, auch unserer Kinder Gesundheit und Leben ist bedroht, wenn die Würgeengel Diphtheritis oder Cholera ihren vernichtenden Anhauch aus dem Proletariatsviertel in unsere Häuser hinhäherwehen.

Aber vielleicht noch größer als die sanitären sind die sittlichen Uebelstände und Gefahren, welche die Wohnungsnot der unteren Volksklassen mit sich führt.

Die Proletariatswohnung untergräbt und zerstört das Familienleben, sie führt geradezu die Auflösung der Familie herbei. Das ist schon oft eindringlich geschildert worden, viel besser, als ich selbst dazu im Stande wäre, von Leuten, die aus eigener Anschauung und Erfahrung reden dürften, so daß ich um die Erlaubniß bitten möchte, einige dieser Schilderungen hier auszugsweise zu verlesen:

So schreibt der schon erwähnte Pastor Göhre in seinem Buche „3 Monate Fabrikarbeiter“: „Man denke, wie dicht in den Arbeiter-Miethslasernen und den nach ihrem Muster umgebauten ehemals ländlichen Wohnhäusern Stube an und über Stube, d. h. also Wohnung neben Wohnung liegt, ohne jede gegenseitige Abgeschlossenheit, wie dünn die Wände der Zimmer in solchen flüchtig gebauten Häusern sind, so dünn, daß jedes laute Wort in der Nachbarfamilie deutlich verstanden wird, und wie die 2 und 4 Stuben einer Etage immer nur einem Korridor zu haben pflegen, dessen Benutzung ebenso gemeinschaftlich sein muß, wie diejenige der Wasserleitung, des Klosets u. s. w. Das Alles führt zu einer Gemeinlichkeit des täglichen Verkehrs und einer Offenheit des Familienlebens, über die man erschrickt, wenn man hineinsieht, und die nothwendig der Tod jedes Familienlebens werden muß.“

Dazu tritt die Enge und Beschränktheit der einzelnen Wohnungen, die die Menschen mit Noth zu Thüre hinaus und des Abends, so oft das nur möglich ist, ins Freie, auf die Straße und den Hof, in die besseren geräumigeren Zimmer der Nachbarn oder in die Kneipen und Versammlungen drängen. Man bedenke weiter, wie diese Enge noch erhöht wird durch die Anwesenheit der fremden Schlafleute, die fremde und oft genug nicht gerade fromme, bessere Sitten und Gewohnheiten mitbringen.

Es ist in der That in vielen Familien so, daß Eltern und Kinder ungestört zusammen allein nur noch während der Nacht zum Schlafen sein können.“

In noch schärferer Tonart variiert dieses Thema Dr. Kurella in seiner Flugchrift „Wohnungsnot und Wohnungsjammer“, deren Lektüre ich allen Freunden der Wohnungsreform ans Herz legen möchte. Er sagt:

„Was gewährt denn der ungeheuren Masse der in Jammer, Elend, Noth und enger Dürftigkeit wohnenden Menschen ihre Behausung? Wo bleibt die Behaglichkeit, die Stille, in den von Menschen, Möbeln, Geräthen, Plunder aller Art überfüllten Räumen, in den Häusern, deren Treppen, Korridore, Höfe und Zugänge von Lärm, Streit, Staub, Gestank erfüllt sind? Wo bleibt die Ordnungsgewohnung, diese Grundlage jeder planmäßigen Pflichterfüllung, jeder besonnenen Lebensführung in diesen Winkel, in denen kein bestimmter Platz für irgend etwas, wo nichts am richtigen Platze ist. Wo findet der Bedrückte, der Sklave hier die ersehnte Einsamkeit, wo die Persönlichkeit den Ort, sich vor sich selbst geltend zu machen; wie könnte hier richtig Rücksicht auf die Bedürfnisse, die Gemüthsheiten, das Schamgefühl der Hausgenossen sich betheiligen und damit das Werden und Gelingen der Sympathie ermöglichen, die da erblickt, wo man einander gelten läßt? Wo bleibt die Disziplin, eine der wichtigsten sozialen Tugenden, wenn Jeder Jedem durch die 100 Mal am Tage geöffnete Thür in das Allerheiligste und Allerunheilvollste der Wohnung sieht? Wo Liebe und Haß sich durch die offenen Fenster dem ganzen Hause verrathen? Von der geistigen Gemeinschaft der Familie, die aus der häuslichen Pflege der Kunst, aus ungehörtem Plaudern, Spielen, Lesen erwächst, kann auch keine Rede sein, und nimmt man dazu die Abwesenheit des Vaters in langen Arbeitszeiten, das immer häufigere Ausarbeiten der Mutter, ja was wohl noch schlimmer ist, die Gleichgültigkeit gegen das Treiben der Kinder in denjenigen Behausungen, wo alle Erwachsenen der Heimarbeit froh sind, dann begreift man, wie das Band, das Mann und Weib, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern zusammenhält, nur noch primitiver dürftiger Instinkt ist und jede sittliche Bedeutung verloren hat.“

Meine Herren! Die Wohnung ist natürlich nicht der alleinige Faktor in diesem Auflösungsprozeß der Familie. Es wäre natürlich verkehrt, alles Elend des Proletariats einzig auf das Konto der Wohnungsnot zu setzen. Es werden da selbstverständlich noch viele andere Ursachen sein. Aber daß sie ein Hauptfaktor ist, daß sie die Zunahme des Alkoholismus, die Zunahme der Rohheitsverbrechen, die Zunahme der jugendlichen Verbrecher, die Zunahme der Prostitution, daß sie alle diese bedenklichen Erscheinungen sehr wesentlich beeinflusst, ja, in erster Linie mitverschuldet, dem kann man sich doch unmöglich verschließen. Und noch eins ist klar: daß auch diese sittlichen und sozialen Wirkungen der Wohnungsnot, ebenso wie die sanitären, über den Kreis der Nothleidenden selbst weit hinausgreifen, daß sie ebenfalls nicht nur eine Schande und Schmach, sondern auch eine nicht zu verachtende und immer drohende und anschwellende Gefahr für die besitzenden Klassen bilden. Kann sich denn ein Sozialdemokrat einen wirksameren Agitationsstoff wünschen, als die Wohnungsnot, bei der selbst die objektivste Schilderung, das bloße Vorlesen der statistischen Zahlen sich gleichsam von selbst in eine gültige Anklage unserer Zustände verandelt? „Die Wohnungen des Proletariats sind die Brutstätten des Anarchismus.“

Die Falkner von St. Vigil.

Roman aus der Zeit der bayerischen Herrschaft in Tyrol von Robert Schweißel.

Hannes hatte erst eine kleine Weile bei der Kranken geessen, als Stafi hereinkam. Ihr hübsches Gesicht strahlte, und es mochte der Widerschein davon sein, der hell über die Züge des Kuraten glitt. Sie hatte noch geschwind, nachdem sie ihre Arbeit abgethan, von dem kleinen Hofe hinter dem Hause nach dem Himmel geschaut und es ihr erschienen, als ob er über dem Föhn sich aufläre. Heute Abend durfte sie Ambros wieder zu sehen hoffen und nun fand sie in der Stube ihren Jugendfreund, welcher für sie zum Bruder ihres Ambros geworden war und als solchen begrüßte sie ihn mit einer lieblich verschämten Herzlichkeit. Sie, die für gewöhnlich ein stilleres Wesen hatte und zum Verdruss der Mutter wenig „gesprächsam“ war, fing heute gleich lebhaft zu reden an. Sie bedauerte, daß sie gestern nicht zur Predigt hätte in der Kirche bleiben können: sie hätte den Ohm von der Krankenwocht bei der Mutter ablösen müssen. Es kam ihr von Herzen und es ging zu Herzen, daß sie den Herrn Hannes gar so gern gehört hätte. Der Ohm hätte ihnen so viel von seiner Predigt erzählt und ihn nicht genug loben können. Die Mutter beschäftigte Alles in breiter Ausführung und dann wandte sich das Gespräch auf das schreckliche Unwetter am Abend.

Stafi hatte sich nicht auf ihren gewöhnlichen Platz in der Nähe des Fensters gesetzt, sondern war an dem Kopfende des Bettes stehen geblieben und Hannes vermochte nicht den Blick von ihr zu wenden. Das Lob, welches seiner jungen Priesterwürde, auf die er sich nur jüngst gestellt hätte, hätte schmücken sollen, war für ihn so gut wie verloren. Er hörte nur wenig davon. Ein Gedanke verfolgte ihn, ein unglücklicher Gedanke. Es schien ihm, als ob er das Mädchen noch nie recht angesehen haben möchte. Er erinnerte sich wenigstens nicht, daß ihm seine kleine Jugendfreundin in so lieblich vorgetreten wäre. Er hatte ihre äußere Erscheinung immer nur in dem Lichte ihres sanften, liebevollen Charakters gesehen, und jetzt — Er holte seine Hornboje hervor und nahm mit zitternden Fingern eine Pfeife. Aber es war keine Täuschung von ihm, wenn sie ihm in neuen Reizen erschien. Die Ursache ahnte er freilich nicht, nicht, daß die Liebe, wie von ihrer Seele, so von ihrem Keuscher den letzten Anspenklatter abgestreift hätte, daß es das Glück der jungen Knochen war, welches ihre Erscheinung so hold verklärte, ihrem Rücken den beströmenden Sauber, ihren Blicken den tiefen, festemwollenen Schimmer verlieh. Armer Johannes!

Da kam David nach Hause, und Stafi, welche das Gesicht der Stubenbühre zugewandt hatte, erstarrte über kein verführtes.

wahren Jammerriene, indem er nach dem Bette seiner Schwester schaute: „Ach, das Kreuz! das Kreuz!“ — Was war ihm nur gekommen? Ihn selbst war nichts geschehen. Ach nein; er hatte ja auch einen Ableger der neuen Artusart in seiner Foppe und er zog ihn, in ein Papier gewickelt, hervor und zeigte ihn dem bejaght herangetretenen Kuraten, der sich augenblicklich nicht jünderlich zu botanischen Studien aufgelegt fühlte. Stafi schüttelte ihn ein wenig am Arm, damit er ordentlich rede; allein sie schüttelte seine Gedanken dadurch noch mehr durcheinander, und er hatte sich auf dem Heimwege immer überlegt, wie er die unerfreuliche Sache erzählen könnte, ohne seine kranke Schwester zu erschrecken. Er würde es dem Lehrer auch gar nicht geglaubt haben, sagte er, obgleich er dem Rutherler Alles glaube, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Alle Leute im Orte umten hätten es gesehen und sprächen von nichts Anderem. Natürlich sprächen sie von nichts Anderem; denn das schlechte Wetter hielt die Leute untätig in ihren Häusern fest. Der Rutherler hatte bei dem Morgenläuten entdeckt, daß das Kreuz an dem Grabe Larset's abgebrochen war. Das hätte der Sturz an dem Grabe haben können; allein das Kreuz war spurlos verschwunden. Es war eine Grabschändung, und später dann auch durch den Tkalder der Name des Thäters bekannt geworden. Was Ambros zu einer solchen That bewogen hatte, darüber schriebte noch ein Geheimniß.

Hannes mußte alles dieses aus dem Ohm herauskatholieren. Stafi wurde bei dem Namen des Frevlers tödlich blaß. War es ihr schon fürchterlich, daß Ambros überhaupt eine solche That begangen, wie sollte sie's fassen, daß er sie gerade am Grabe ihres Vaters verübt hätte? Sie schlug das Fürtuch vor das Gesicht, aber weinend konnte sie nicht. Das Herz war ihr wie zugeschnitten und die Mutter stöhnte auf ihrem Lager, daß sei der letzte Nagel zu ihrem Sarge.

David hatte sich auf die Ofenbank geflüchtet, von wo er klüglich nach seiner Schwester hinüberschaute und seinen dicken Kopf wiegte. Hannes ging auf und ab. Er wollte trösten, aber das Faktum der Grabschändung und der Thäter waren nicht wegzuleugnen. Es würde sich ja auflären, wie und warum Alles geschehen wäre, das war Alles, was er zu sagen wußte und es versagte nicht. Der Schmerz der Frauen erfüllte sein Herz mit Bitterkeit gegen den Bruder. Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, auf dem Stafi zu sitzen pflegte, und brütete, und in der Stube herrte man nichts als das Weinen Stafis, das Weiden der Mutter und das Ticken der Wanduhr, während vor dem Fenster der Regen fort und fort von den Dachschindeln rieselte und tröpfelte.

Während erlang auf dem Platz von gestimmtem Redem ein fester Schritt und die Stubenbühre that sich auf. Stafi ließ die Schürze sinken und schrie auf. Der Eindringling war Ambros.

„Nun bin es, der Ambros-Falkner!“ sagte dieser und kam näher.

Da richtete sich die Kranke im Bette auf und starrte ihn aus ihren eingesenken Augen mit aufgleisendem Borne an: „Grabschänder“, rief sie und sank kraftlos in die Kissen zurück. Hannes trat dem Bruder in den Weg und bat ihn leise, fortzugehen. Nach seiner göttlichen That wäre dies der letzte Ort, wohin er hätte kommen sollen.

Ambros schob ihn bei Seite und sagte, die Blide auf Stafi gerichtet, welche den Kopf auf die Brust hatte sinken lassen:

„Ja, Frau Larset, ich habe Suren Suren verdient. Ich hab' Euch ein schweres Herzleid angethan, aber ich hab' Euch nicht trösten wollen, gewiß nicht. Wo, die Finsterniß in schuld gewesen, daß ich nicht hab' erkennen können, was kein Grab es war.“

Die Witwe lehrte den Kopf nach der Wand und Hannes versuchte nochmals, den Bruder zum Fortgehen zu bewegen. Ambros mochte nur jetzt die Kranke schonen und ihm mittheilen, was er etwa zu seiner Entschuldigung vorzubringen hätte; er würde es getreulich wieder berichten. Ambros aber rief, indem er sich das Haar aus der Stirn strich:

„Nein, Frau Larset, ich gehe nicht eher fort, als bis Ihr mir die Dummheit vergeben habt. Höret doch nur an, wie es gewesen ist!“ Er erzählte, wie man seinen Muth habe auf die Probe stellen wollen und deren Folgen.

Die Kranke verharrte in ihrer abgewendeten Lage. Johannes aber gemann als Priester die Oberhand über den Menschen und rief: „Unseliger, siehst Du nicht ein, daß Du durch Deine Herausforderung der Todten Gott gelästert hast? Und Du bildest Dir ein, daß er solchen Frevel ungestraft lassen werde.“ „Davon ist jetzt nicht die Rede“, erwiderte Ambros heftig, und sich mehr zu Stafi als zu ihrer Mutter wendend, fuhr er fort: „Ich schwör' es Euch bei allen Heiligen, daß ich das Grabkreuz nicht angerührt haben würde, wenn es nicht gar so finstern gewesen wäre. Ihr solltet dabei auch nicht zu Schaden kommen.“ „Ich bin schon am Morgen bei dem Grabkreuz gewesen und hab' ein neues Kreuz bestellt. Das alte war so wie so schon angefaul.“

Stafi hatte zugend die Augen zu ihm aufgeschlagen. Verhielt es sich wirklich so, wie er erzählte, und hatte er weder ihr noch der Mutter ein Leid anthun wollen? Ambros las die Frage in ihren nassen Augen, legte die Hand auf das Herz und schwur, daß er die laute Wahrheit gesprochen. Hannes leuchtete. In die Wangen Stafis lehrte das Blut zurück, und ihre Brust hob sich ein wenig freier.

Die Mutter lehrte ihr Gesicht wieder Ambros zu. Sie glaubte ihm nicht. Einem göttlichen Menschen wie ihm könne es nicht geschehen.

lagt Professor v. Philippowich und selbst das so unigie und besonnene Referat des Professor Fuchs auf der letzten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik schloß mit der emphatischen Frage: „Wie können wir den Arbeitern Vaterlandslosigkeit vorwerfen, wie kann man von ihnen Liebe für das Vaterland und die Heimath verlangen, für das Vaterland, in dem sie nicht einmal eine menschenwürdige Wohnung finden können?“

Das sind die Ursachen der Wohnungsnoth.
Das nächste Mal wollen wir uns ansehen, wie nach der Meinung des Referenten eine zufriedenstellende Wohnung aussehens müßte und wie wir zu besseren Zuständen kommen.

Politische Uebersicht.

Die Zolltariffkommission macht jetzt Ueberstunden; während sie bisher nur von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags — Beginn der Plenarsitzungen — tagte, sitzt sie am Dienstag und Mittwoch den ganzen Tag. Oestern erklärte der Staatssekretär nochmals, daß die Regierung nicht über die Vorlage hinausgeht, aber die Agrarier glaubten es noch nicht. Abgeordneter Camp (fr.) meinte, solche Erklärungen vom Regierungstische nimmt Niemand mehr ernst und auch der Nationalliberale Sieg hofft auf besseren Wind in den oberen Regionen.

Abg. Bränske (fr. Vp.) führt aus, er sei kein Kapitalist, aber sein Betrieb liefere doch solche Ueberschüsse, daß er sich den Luxus erlauben könne, im düsternen Reichstage sitzen zu können. Von einer Erhöhung der Getreidezölle hätten höchstens 25 Prozent der Landwirthe Vortheil, 75 Prozent aber Schaden. Redner verweist darauf, daß er selbst 200 Hektar besitze und 2000—2500 Doppelcentner Getreide jährlich verkaufe; er wolle sich aber nicht auf Kosten der Armen bereichern.

Abg. Seim (Cent.) greift den Staatssekretär Grafen Posadowsky heftig an, der der Landwirtschaft nicht die Zölle bewilligen wolle, die sie dringend brauche. Da möchte man nach einem Bismarck schreiben. Heute wisse keiner mehr, wozu die Reise eigentlich gehe. Wir sehen, wie in Kleinasien und Südamerika der Getreidebau sich rapid entwickelt, und da will man langfristige Handelsverträge und damit einen Schrecken ohne Ende beibringen. Die Landwirthe würden immer zurückgesetzt, weil sie es nicht verständen, so zu schreiben, wie die anderen Klassen. (Stürmische Heiterkeit.)

Vaterlicher Bevollmächtigter von Gedger: Die bayerische Regierung stehe völlig auf dem Boden des Entwurfs. Die Landwirtschaft bedürfte eines erhöhten Schutzes, aber man müsse sich mit den Hölten in Grenzen halten, daß Handelsverträge möglich sind. Die bayerische Regierung ist gegen Erhöhung der Getreidezölle über den Tarif mit Rücksicht auf die Handelsverträge, die Brauindustrie und die Landwirtschaft.

Landwirtschaftsminister von Boddiehl: Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, daß 75 Prozent der Landwirthe kein Getreide verkaufen. Auf dem Lande kann man sehen, wie der kleine Bauer mit seinem Getreide zur Mühle fährt, um es in Geld umzusetzen. Der Tarif enthält das, was er als Vertreter der landwirtschaftlichen Interessen für möglich und durchführbar halte. Man würde ihm mit Recht vorwerfen können, er habe der Landwirtschaft einen schlechten Dienst erwiesen, wenn er mehr gefordert hätte. Namentlich die Viehzüchter würden der Landwirtschaft große Profite bringen.

Nach einer einstündigen Mittagspause wurden die Verhandlungen fortgesetzt.

Abg. v. Komierowski (Vole) tritt für den Kompromißantrag ein und führt aus, die Bauern der östlichen Provinzen hätten schwer unter der Konkurrenz des Auslandes zu leiden.

Abg. Fricke (fr. Vp.) fragt die Regierung, ob ihre ablehnende Stellung sich auf jeden einzelnen Tarif des Kompromisses oder nur auf den Kompromiß im Ganzen beziehe.

Abg. Gabel (Reformpartei) beantwortet den Kompromißantrag und würde ebenfalls auf den Regierungsvorlage zustimmen.

Staatssekretär v. Thielsmann erklärt, daß die Regierung die Höhe der Regierungsvorlage sowohl im Ganzen, als auch für jede einzelne Getreideart als äußerste Grenze ansehe, bis zu welcher sie gehen könne.

Abg. Camp (Reichs) hofft, die Erklärung der Regierung werde keine endgültige sein wie es den Anschein habe. Nach den Erfahrungen, die man mit Herrn von Bismarck gemacht habe, nehme Niemand mehr solche Erklärungen ernst.

Abg. Sieg (natl.) begt die gleiche Auffassung, er erwartet von einer Jährlingspause nicht eine Ertragung der Getreidepreise, sondern die Verhinderung eines weiteren Sinkens. Er glaubt, das letzte Wort sei noch nicht gesprochen. Die Regierung werde bestmöglich in

einem späteren Stadium der Verhandlung noch nachgeben, namentlich wenn sie sieht, daß sie einer kompakten Majorität gegenüber steht.

Graf Büdler hat Montag wieder einmal „bildlich“ geredet. Er sprach in einer stark besuchten Antisemitenversammlung bei Keller in Berlin über das Thema: „Landgraf, werde hart!“

Was sich dieser Nacholger Ahlwards in der Führung des Rabau-Antisemitismus erlaubt, mag aus folgenden Proben hervorgehen. Graf Büdler rief aus: „Deutscher Kaiser! Sei hart gegen die Ratten, namentlich gegen die goldenen. Schon hat es 1/12 geschlagen, um 12 Uhr geht das Reich zu Grunde. Willst Du warten, bis es noch mehr Judengenossen gibt? Siehst Du nicht, wie Deine Beamten und Offiziere von den Juden geschunden werden bis aufs Blut? Die Heflinge sind Judengenossen und Jammerlappen, wie auch die Bedröben und Gerichte laugt unter dem Einflusse der Juden leben. (Tollender Beifall.) Ich hätte für mein früheres Auitreten gegen das Judenrad eher einen hohen Orden verdient, als eine Beerdigung. (Bravo!) Man sollte die Bedröben anhalten, Epibuben und anderes Gesindel zu verhaften, aber den unwürdigen Pfaffen unbehelligt zu lassen. Sollte sich wieder einmal ein Poligeier herausnehmen, mich verhaften zu wollen, schieße ich ihm eine Portion Schrot in den Bauch. Landgraf — Landgraf — Landgraf! Du gehst einem dunklen Schicksal entgegen? Wir aber müssen endlich einmal anfangen, auf die Judenbande wirklich loszugehen. Wenn Euch auf dem Heimwege schwarzgelockte Jünglinge und Damen begegnen, tretet auf sie zu und gebt ihnen — patich, patich — rechts und links ein paar Cyreigen, hebt dann den Fuß und vertritt den Schwarzgelockten noch einen tüchtigen Fußtritt. Auf diese Weise muß der Anfang gemacht werden. (Mit Pathos:) Mein Vaterland, wache auf!“ (Tollender Beifall.)

In dieser wüsten Weise unterhielt Büdler sein Publikum von Vaterlands- und Moralrettern. Er pocht offenbar darauf, daß die Gerichte ihn nicht ernst nehmen. Die Versammlung wurde auch nicht aufgelöst, Büdler durfte zu Ende reden.

Der „Dreslauer Zeitung“ ins Stammbuch. „Die Sozialdemokratie ist von ihrem Standpunkt aus befreit, unglückliche Leute zufrieden zu machen. Der Bund der Landwirthe dagegen bemüht sich nach Möglichkeit, zufriedene Leute unglücklich zu machen.“ Also hat der — nationalliberale Parteiführer v. Gumbert in der gestrigen Landtagssitzung in seiner Polemik gegen den agrarischen Kampf „bahn“ gesagt.

Die „Dreslauer Zeitung“ fridte dagegen am Sonntag fest, daß die Sozialdemokratie die Arbeiter maßlos verhetze. Die „Dreslauer Zeitung“ ist allerdings freisinnig.

Im Abgeordnetenhaus wurde Dienstag die Beratung über den Etat des Ministeriums des Innern fortgesetzt. Zuerst gab es eine größere Plenarsitzung. Auf eine Anzahl Beschlüssen über das Freisinnthum in den polnischen Landesverträgen, die Herr v. Gleditsch vorgelesen hatte, gab der Minister eine Erklärung ab. Er verlas sie laut für Platz und es ist daraus zu schließen, daß sie wohl vorberichtet war. Aus dem Inballe war das eigentlich nicht anzunehmen, denn wie in eine vorbereitete Rede der Satz von dem Niederbaltungs des ersten Napoleon zur Gräfin Potocka kommen konnte, bleibt unerklärlich. Eine solche Geschmacklosigkeit ist lange nicht aus einem Ministermunde geblutet worden. Herr Gleditsch gebrachte später einen schärferen Ausdruck und wurde dafür zur Ordnung gerufen.

Im weiteren Verlauf der Sitzung kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen einzelner Parteien mit dem Bund der Landwirthe. Zunächst fertigte Herr Kirch vom Zentrum des Bundeshaus ab. Im Bund der Landwirthe ist einmal das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen worden. Das genügt für die Ultramontanen, sich vom Bunde fern zu halten.

Eine recht lebhrte Polemik setzte dann zwischen der freikonservativen und nationalliberalen Partei ein. Der Abg. Trendt (fr.) griff die Abg. Gumbert und Friedberg wegen ihrer Reden gegen den Bund der Landwirthe heftig an und die nationalliberalen Abg. Schmidt und Friedberg ließen sich das natürlich nicht gefallen. Herr Friedberg meinte, das Niveau der freikonservativen Partei sei, seitdem Herr v. Juchaczynski ihr Führer sei, erheblich gesunken. Die Anrede wurde natürlich Herrn v. Juchaczynski die Partei „Dreißiger“ nannte. Auch mit dem Bund der Landwirthe redete Herr Trendt. Friedberg nochmals ab. Die Bemerkung des Dr. Juchaczynski, daß im Wahlkreise St. Wendel-Unterwiesenthal haben würde, wenn dieser nur die richtigen Erklärungen abgegeben hätte, nannte Herr Friedberg mit Recht eine Charakter-

losigkeit und die Proklamierung des Grundsatzes: „Wer das Meiste gibt, der hat mich.“

den Minister um Erleichterung für den Zugang polnischer und galizischer Arbeiter nach Oberschlesien ersucht. Der Minister erwiderte aber, daß er einem solchen Wunsche nicht entsprechen könne. Auch Graf Limburg-Sturum nahm das Wort. Er mischte sich aber in den Streit um den Bund der Landwirthe nicht mehr hinein, sondern beschränkte sich darauf, der Regierung das Vertrauen zu ihrem Polen- und Dänenkarle zu votieren.

Ein zweites Verzeichnis von Petitionen zum Reichstag ist im Reichstage ausgegeben worden. Das erste Verzeichnis, das am 7. Januar abgeschlossen wurde, war 58 Druckseiten stark. Das zweite Verzeichnis ist am 24. Februar abgeschlossen und enthält auf 36 Druckseiten eine Zusammenstellung der vielen tausend Petitionen, die in den fünf Wochen seit dem 7. Januar dem Reichstage neu zugegangen sind.

Die Furcht vor einem einzigen Sozialdemokraten ist der oberbayerischen Regierung in die Glieder gefahren. Sie hat den zum sozialistischen Male zum Abgeordneten (Neuvertrittenen Bürgermeister) gewählten Genossen Paul Fug in Bant wiederum nicht bekräftigt. Als Antwort auf die Nichtbekräftigung gab er in der letzten Gemeinderathsitzung zu Bant bei der von Amts wegen angeordneten Neuwahl eines Abgeordneten die 17 anwesenden Gemeinderäthe 17 weiße Stimmzettel ab.

v. Woedke und Graf Posadowsky Die „Voss. Ztg.“ erzählt, daß, als im Reichstage zuerst die bekannte Angelegenheit der 12.000 M. zur Sprache kam, v. Woedke den Grafen Posadowsky ansuchte, um ihn zu fragen, weshalb er ihn nicht vertheidigt habe, da doch Alles, was er gethan, nur auf Anweisung seines Vorgesetzten geschahen sei. „Weshalb?“ erwiderte Graf Posadowsky, „denn hätte ich ja gehen müssen.“ So hat Herr v. Woedke selbst seinen Freunden berichtet.

Eine äußerst interessante Versammlung fand Sonntag in Schmida in Thüringen statt. Sie war einberufen worden, um Stimmung für die Erhöhung der Getreidezölle zu machen. Als Redner war ein Rittergutsbesitzer Lehmann aus Waltersdorf erschienen. Schon bei der Bureauwahl hatten die Veranstalter der Versammlung Furcht, da nur Sozialdemokraten gewählt wurden. Nachdem der Rittergutsbesitzer seine Rede vorgelesen oder richtiger vorgelesen hatte, ergriff Genosse Albert aus Jockau das Wort und legte den Anwesenden in etwa 1 1/2 stündiger Rede die Gefahren des von der Regierung vorgelegten Zolltarifs auseinander. Hierauf nahm noch ein Parteigenosse das Wort und so kam es, daß schließlich die anwesenden etwa 200 Personen, größtentheils Bauern, gegen ca. 10 Stimmen eine kräftige Resolution gegen jede Erhöhung der Lebensmittelpreise annahm. Dieses Ende war den Veranstaltern denn doch unerhört und so verdrängte einige Großbauern Herrn zu machen. Der Genosse, welcher den Vorsitz führte, rief aber die anwesende Polizei zu Hilfe (2), die sich auch anschickte, die Ruhestörer zu entfernen.

Kriegerverein und Sozialdemokratie. Aus dem Landwehrverein Kadobbe, der zum braunschweigischen Landwehrverband gehört, wurden im vorigen Jahre zehn Mitglieder, neun Maurer und ein Zimmerer, ausgeschieden, weil diese dem Zentralverband der Maurer und verwandten Berufsvereine für nicht vereinbar angesehen wurden.

Die Klage der Ausgeschlossenen gegen den Verein wies die Zivilkammer des Landgerichts Braunschweig ab unter der Begründung, daß Vereinsbeschlüsse nach der materiellen Seite hin einer richterlichen Nachprüfung nicht unterliegen. Hierauf legten die Ausgeschlossenen Berufung ein und ließen am Donnerstag vor dem Oberlandesgericht Braunschweig durch ihren Vertreter ausführen, daß kein statutenmäßiger Grund zum Ausschluß vorliege. Der Zentralverband der Maurer habe keinen politischen Charakter, er sei lediglich wirtschaftlicher Natur, bestimmt, auf Verbesserung der Lage der Arbeiter hinzuwirken. Der Vertreter des beklagten Vereins entgegnete, daß die Kläger sich zweifellos als Anhänger der Sozialdemokratie betheiligten hätten, worauf der Prozessgegner erwiderte, daß die Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel kein Beweis dafür sei, daß der Betreffende auch Anhänger der sozialdemokratischen Partei sei. Das Gericht verurtheilte darauf die Entscheidung auf den 6. März.

All und unbrauchbar. Eine Steingrubarbeit in Neuhaldensleben läßt ihre Eiderollstühle eingehen. Ein Theil der Arbeiter wird in der Fabrik anderweit beschäftigt, der Rest entlassen. Unter den letzteren finden sich zwei, welche 40 bzw. 39 Jahre in der Fabrik beschäftigt waren, für diese hat sich kein Wächter gefunden!

Der fromme „Reichsbote“ hat seine Sonntags-Nummer nicht rechtzeitig fertigstellen können, weil die gottlosen Stereotypen des Blattes, wie der „Reichsbote“ behauptet, „kontrafaktisch“ die Arbeit niederlegten. Wie der „Vorwärts“ erfährt, erfolgte die Arbeitsniederlegung der Stereotypen in Folge Maßregelung eines Kollegen.

Die Reichstags-Erwahl in dem ehemals Stummischen Wahlkreise ist nach einer Meldung der „Frankf. Ztg.“ auf den 25. April festgesetzt worden.

Aus aller Welt.

Eine tiefgründige Frage geht in Berlin von Mund zu Mund: „Können Sie mir fünf Wodengenisse ohne a in deutscher Sprache nennen?“ Der Gelehrte zögert — einmal wenn er Sprachkünstler ist — die Etym in russische Wörter, grüßelt eine Weile und bekennet schließlich sein Unvermögen. Der Fragesteller aber erwidert triumphierend: „Nichts leichter als das: Bogger, geger, heiter, morgen und übermorgen.“ So dringen große Wahrheiten in die breiten Schichten der Bevölkerung.

Der Radfahrer ertrinken. Sonntag Abend gegen 7 Uhr begab sich, nach der „Ztg.“ dem Ehepaar Jemel, dem Schwager Keller und dem Kindkinder Engel, die von einem Spaziergange zurückkehrten, drei Radfahrer ohne Helm. Da die Ehepaarangehörigen angespannt wurden, stürzte Jemel die Radfahrer zur Erde, worauf diese ohne Weiteres über ihr Vie hielten. Der Angegriffene erlitt an einem Kopfe in den Hals, welcher die Eingeweide durchschlug und den Tod zur Folge hatte. Keller wurde ebenfalls so schwer durch Reiterhüter verletzt, daß er heute im Krankenhaus starb. Die Angehörigen, drei Oesterreicher, sind verheiratet, indes ist der Hauptthäter noch nicht fest.

Zwei Kinder ertrinken. Die beiden Söhne des Eisenwerk-Schlossers Fiedler in Walschin (Guthaus und Carl, 14 bzw. 16 Jahre alt) brachen beim Schiffschiffbau durch die dünne Eisdecke ab und ertranken, da Hilfe nicht gleich zur Stelle war. Der ältere Bruder war Schiffschiffbau, während der jüngere Oesterreicher sein konnte werden sollte.

Wittener-Grafschaft einer armen Frau. Die Frau des Legehähners Schatzberg in Siedel bei Prenzlau im Eingetris ist über Nacht Wittener geworden. Sie hatte eine Schwester, die jetzt in Paris wohnt. Und nunmehr erzählt, wie man einen Berliner Kiste mitbrachte, Frau Schatzberg von den französischen Behörden die Wittenergrafschaft, daß sie die Erbin ihrer Schwester sei, welche ein Reichthum hinterlassen hatte, das auf nicht weniger als fünf Millionen Franc geschätzt wird.

Abgebrannter Bohner. Der Reihof der Sammlerbahn in Kempten ist dem „B. Z.“ zufolge, plötzlich abgebrannt. Die Bohner und die Bohnerhölzer wurden gerettet.

Einigermaßen. Am Sonntag ist auf dem Eis des Rostocks bei Johannsburg ein Fuhrwerk mit zwei Mannern und drei Frauen eingebrochen. Die Insassen des Fuhrwerks und die Pferde sind ertrunken.

Doppelkinder. In einem hübschen Hotel hat sich ein doppeltes Paar, welches angeblich aus Deutschland zugezogen ist, eingelesen. Es ist bisher nicht gelungen, die Identität der beiden festzustellen.

minde beantragt werden, und was beschließt, das Terrain des Dorfes, wenn die Häuser abgebrannt und die Materialien weggeschafft sein werden, mit Wald zu bepflanzen.

Ein Schienenbruch auf der Straße Dirschau-Freusich-Stangsdorf wurde, wie das „Berl. Tagblatt“ berichtet, kurz bevor der D-Zug die Straße passiren sollte, eintretend. Der Zug konnte noch auf der Station Dirschau angehalten werden und wurde auf ein altes Gleis geführt.

Der Kapitän des bei Marzahn gezeichneten russischen Dampfers „Maria Goriawowa“ ist mit einem Fischerboote an den Damm herangerudert und hat die letzten noch an Bord gebliebenen Personen gerettet. Man glaubt nicht, daß der Dampfer gerettet werden kann.

Das Unterhänkungskomitee in Schenacha hat festgestellt, daß die Zahl der noch lebenden Familien 501 beträgt; im Ganzen sind 14.200 Personen umgekommen. Von 882 bisher ausgegrabenen Leichen sind 51 Leichen von Kindern, alle übrigen solche von Erwachsenen. Die Ausgrabungen dauern fort. Der Landeschef des Kaiserthums, Herr Galtun, besuchte am Montag Schenacha. Die Bodenuntersuchungen haben aufgehört. Aus Schenacha sind im Ganzen 5000 Personen ansprachen.

Wegen verzögerter Fährung des Schiffsbuches wurde, nach dem „B. Z.“, in Ura der Hermanns Loch von 29. Januar-Regiment vom Ober-Regimentschef zu Dienstentlassung und 3 Monaten Fährung verurtheilt.

Auf einem schwebenden Schiffsplan die Dombau fand Montag Nachmittags während der Abhaltung von Schiffsplanungen eine Explosion statt, durch welche ein Arbeiter getödtet und zwei andere Verletzte wurden, drei weitere sind schwer verletzt worden.

Ein „Bomben“ in der Sahara schildert ein letzter Artikel in „Reichs-Magazin“: Vor 100 Jahren war die Stadt Timbuktu in der Sahara eine große Gegend mit 50.000 Seelen, mit vielen Schulen und Bibliotheken, mit Häusern und Kaminen, mit Tempeln und Tempelbezügen. Heute stehen ihre Ruinen auf der Höhe des Berges im Innern des Algerien, eine Stadt der Leichen. Nur Säulen und Bogen sind übriggeblieben, der Müllhaufen ist über ihre stillen Straßen hingeworfen und, abgesehen von denen, die dort Ausgrabungen vornehmen, und seltsame Fischer lagern nur einige wandernde Beduinen zwischen den Trümmern der zerfallenen Weltstadt. Timbuktu heißt der Ort auf modernen Karten. Man erzdhlt ihm, wenn man von Constanze nach Paris zu der Bahn fährt und dann eine vierstündige Fährfahrt macht. Die Einzigkeit der Stadt nach Timbuktu wird nur dadurch gewahrt, daß man an der Uferlinie der römischen Stadt Timbuktu vorbeikommt und im Winter den überflutheten Kanal von Timbuktu in den Aues-Peren gerät. Timbuktu ist am Tage einer großen Verfall, es gegen Ura führt; im Winter erzählt sich das große Land. Die Fährer kamen nicht für ein Tag, sondern für kommende Zeiten. Es war die Fährer gegen die wandernde Fährer des Land. Man kauft ein ganz Land, um die Fährer zu

herunterzuholen und am Forum, den Temp in und dem Amphitheater vorbeizukommen. Timbuktu wurde der große Mittelpunkt religiösen Wirkens während des 4. Jahrhunderts. Aber als Soloman, der Vertreter des großen Belshazzar, 534 zum ersten Mal in den Aues ankam, fand er die Stadt schon zerstört. Sie war von den Bewohnern der Aues-Berge zerstört worden, damit sie keine Gefahr für sie werde, wenn die Byzantiner sie einnehmen sollten. Wenn der Besucher in Timbuktu angekommen ist, muß er seine Pferde außerhalb der Ruinen lassen. Die erste Straße innerhalb der Stadt führt zum Forum; es ist eine breite, mit großen Steinen, von denen einige sogar aus Marmor sind, gepflasterte Straße. Unterwegs kann man deutlich viele Stellen sehen, wo die Räder der römischen Wagen Spuren im Pflaster zurückgelassen haben, und man erwartet fast, daß laute Knallen der Peitsche oder den Klara der Fuße auf den Steinen zu hören. Dann kommt man über den Marktplatz. Die Hausfrauen von Timbuktu betreten den Marktplatz durch eine Säulenhalle aus acht Säulen, von denen nur die Paule geblieben ist. Auf dem Marktplatz sollte ein Springbrunnen, und an dem frischen Ende waren sieben als Läden gebrauchte Nischen. Der Gut ist zu jeder Zeit und ist noch durch einen Steinisch gesichert. Der Lädenhändler mußte sich hüten und unter dem Tisch hindurch in seine Nische gelangen, wo er seine Kunden bediente. Der trieben Schlächter ihr Geschäft; noch jetzt im 20. Jahrhundert kann man auf den Tischen die Spuren der Peitsche sehen, mit denen sie das Fleisch zur Zeit der Blüthe des kaiserlichen Roms zertheilten.

Litteratur.

Die hygienische Kultur im 19. Jahrhundert. Von Dr. Alfred Grotjahn. Am Anfang des Jahrhunderts, IX. Heft. 1902. Verlag Kufflärung. Preis 30 Pf. In knapper Form verfaßt der Verfasser ein Bild davon zu geben, in welcher Weise die Kultur im 19. Jahrhundert die hygienische Kultur innerhalb der Völker des europäischen Kulturkreises gefördert hat. Die e solare den Kampf gegen die fremden Seuchen und die einheimischen Infektionskrankheiten, die Abwägung arbeiten in den Städten, die Hygiene der Kleidung, Wohnung, Nahrung und der Gesammtheit einschließlich der alkoholischen Getränke und endlich die Lehren auf dem Gebiete der Bekämpfung von Unfällen und Gewerbeschäden werden kurz, aber ohne Auslassung wesentlicher Züge geschildert. Den Beschluß macht eine kritische Betrachtung der öffentlichen Gesundheitspflege, wie sie im die Jahrhundertwende in den wichtigsten Kulturländern erhabene wird. Umfassend der zufassenden Gewandlung hygienischer Kultur geht der Verfasser der Aufklärung hinaus, daß die Gesundheitspflege im zwanzigsten Jahrhundert mehr als die des neunzehnten im Zeichen der sozialen Hygiene stehen wird, da allem diese im Grunde ist, die ichnen Grundsätze der hygienischen Wissenschaften in die Praxis zu übertragen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Dem Völkchen ist die weitestgehende

Für die Reichstagswahl in Celle-Ostern-Beine... Stelle des deutsch-hannoverschen Abg. v. Hammerstein ist als nationalliberaler Kandidat der Bürgerwortführer Rentier Fritz Wehl in Celle aufgestellt worden.

Ausland.

In Russland sind neue Studentenunruhen ausgebrochen. In Riew hat der Generalgouverneur in Folge dessen eine Bekanntmachung erlassen, in welcher die Bevölkerung der Stadt Riew aufgefordert wird, es aufs strengste zu vermeiden, in den Straßen und auf den Plätzen, auf welchen Ansammlungen und Kundgebungen bemerkbar sind, sich aufzuhalten.

Der Stiftungstag der Petersburger Universität ist sowohl für die Polizei wie für das Publikum weniger blutig verlaufen, als befürchtet wurde, da die Universität bereits seit Tagen gänzlich geschlossen war. Doch kam es in dem riesigen Volkstheater jenseits der Njewa zu entsetzlichen Szenen. Die Studenten waren dorthin massenhaft gewandert, verlasen Proklamationen und hielten Ansprachen an das Volk.

Für die Albanen reguläre türkische Truppen an, weil der Mörder des Mollah Bekta ihnen nicht aus... hat werden sei. Es seien in dem Kampfe, der noch fortdauere, mehr als 60 Personen getötet bzw. verwundet, und es herrsche an der Grenze große Erregung.

Vom italienischen Eisenbahnerstreik merket ein Telegramm aus Mailand, 25. Februar: Um Mitternacht fand eine Versammlung von vielen tausend Eisenbahnern statt. Der Sozialist Turati beschwor zur Ruhe; durch die Mobilmachung von 120.000 Arbeitern unter Kriegsrecht zur Verfügung der Regierung; der Streik sei gänzlich aussichtslos.

Für das allgemeine einfache Wahlrecht in Belgien hat sich die liberale Vereinigung von Gent erklärt. Es ist dies insofern von Wichtigkeit, als diese Vereinigung zum großen Teil aus Großindustriellen und Kaufleuten besteht. In einigen Tagen soll seitens der Sozialisten, christlichen Demokraten und Liberalen in Gent, also im Herzen des sozialistischen Landes der Kampf für das allgemeine, gleiche Wahlrecht mit großer Energie begonnen werden.

Der Krieg in Südafrika. Im Unterhause fragte Lloyd George an, ob Hüner irgendwelche Mittheilung Booth's erhalten habe, in der er seine Ergreifung anbiete. Chamberlain erwidert: „Nein, keine!“

Im weiteren Verlauf der Sitzung wird von Seiten der Regierung mitgeteilt, daß die Kriegskosten bis 31. Dezember 1901 131 Millionen Pfund Sterling (2620 Millionen Mark) betragen haben und vom 1. Januar bis 31. März 1902 voraussichtlich 15 Millionen Pfund Sterling (300 Millionen Mark) betragen werden.

Partei-Angelegenheiten.

Parteiliteratur. Auf zahlreiche an sie gerichtete Anfragen theilt die Buchhandlung „Vorwärts“ mit, daß die diesjährige März-Nummer unter dem Titel „Oster-Zeitung“ als reich illustrierte Festschrift erscheinen und neben dem Gedanken der Auferstehung der Menschheit der Propaganda gegen den Militarismus für den Weltkrieg dienen soll. Um etwaigen Konfiskationsgefahren der Polizei nicht allzuviel Opfer spenden zu müssen, bittet die Buchhandlung „Vorwärts“ um frühzeitige Aufgäbe der Bestellungen bis spätestens 1. März.

Aus den Parteiorganisationen. Der sozialdemokratische Verein für Ottenen zählt jetzt 1746 Mitglieder. Die Einnahmen des Vereins betrug im abgelaufenen Jahre 4499 Mk. Im ganzen Kreise Ottenen-Düneberg sind in den Vereinen 3600 Mitglieder. Der Verein, der nach Befreiung des Vertrauensmänner-Systems die ganze Partei-Arbeit im Wahlkreise zu leisten hat, entsandte eine außerordentlich tüchtige Delegation durch Schriftenertheilung. An den Hauptvorstand wurden 1000 Mk. abgeführt.

In der Generalversammlung des sozialdemokratischen Vereins in Magdeburg wurde sehr über die Arbeit der Parteigenossen bei der Agitationsarbeit geklagt. Der Verein gewann zwar im abgelaufenen Jahre 202 Mitglieder, doch wurde die Zahl noch als unbefriedigend bezeichnet. Die Einnahme betrug 1811 Mk.

Arbeiterbewegung.

Der Schneiderstreik in Flensburg ist nun beschlossene Sache. Die Arbeitgeber haben die Lohnforderung der Arbeiter vollständig abgelehnt. Eine Stellen-Vermittlung, in der 86 Stellen anwesend waren, beschloß mit 81 Stimmen, die Kündigung einzurichten. Der Ausstand tritt am 8. März cr. in Kraft. Die ledigen Streikenden werden dann sofort abtreten; auch eine Anzahl Verheirateter will nach achtjähriger Dauer des Streiks Flensburg verlassen.

lokales und Provinziales.

Breslau, den 26. Februar 1902.

Denkmals „Kunst“ auf höheres Kommando. Wie die Gemeinden bevormundet werden in Bezug auf die Errichtung von Denkmälern bis in die kleinsten Einzelheiten, zeigt ein Ministerialreskript, das soeben den Komiteemitgliedern für die Errichtung eines Denkmals für Kaiser Friedrich III. in der Stadt Posen mitgeteilt worden ist. Danach werden für Errichtung des Denkmals, das nebenbei bemerkt, wesentlich aus freiwilligen Beiträgen errichtet wird, folgende Bedingungen im Einzelnen von dem Kultusminister und dem Minister des Innern vorgeschrieben:

1. Der Kaiser soll nicht mit schleppendem Pallast, sondern, sich auf die vorgestellte Waffe stützend, dargestellt werden. 2. Am Sockel sollen die an den Kaiser angebrachten Ornamente, denen Dummotiv zu Grunde gelegt sind, fortzufallen, auch soll der unten projektierte Lorbeerkranz ohne Unterbrechung ringsherum laufen. Die am Sockel des Sockels geplante Figur des Paudmannes soll gänzlich weggelassen werden. Der Künstler ist von den befohlenen Änderungen seitens des Geheimen Civil-Kabinetts bereits kurzer Hand verständigt worden.

Also Hände an der Posenmatt und die Denkmäler so hergerichtet, wie man es „Oben“ gern sieht. Hoffentlich kurirt diese treffliche Erziehung zur allein echten Denkmals-Kunst unsere bürgerlichen Kreise etwas von der Wirklich ganz unheimlich grassirenden Manie, auf jedem freien Platz in der

Städten das Standbild irgend eines „großen“ Mannes herzurichten.

Wahregelung in der Gebr. Hoffmann'schen Waggonfabrik. Der in Arbeiterkreisen bekannte Kassierer des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Oswald Bissel, welcher über acht Jahre in dieser Fabrik zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten thätig war, wurde am Freitag entlassen mit der Begründung, daß für ihn keine Arbeit vorhanden wäre. Seine Entlassung und sein letzter Arbeitslohn waren sehr schnell zur Stelle, nur ein Führungszeugniß wurde ihm erteilt, trotzdem der Werkmeister Schwarze gegen seine Leistungen und Führung nichts einzuwenden hatte. Diese Angelegenheit wird in der nächsten Zeit das Gewerbegericht beschäftigen, denn jeder Arbeitgeber ist verpflichtet, auf Wunsch des Abgehenden ein Zeugniß über Führung und Leistungen auszustellen. Den Lesern der „Volkswacht“ wird es noch erinnern sein, daß im Oktober des vergangenen Jahres ein erheblicher Abzug von 10 Prozent vorgenommen wurde und eine Protest-Versammlung eine Resolution annahm, welche der Direktion übermittelte wurde. Seit dieser Zeit sucht man unliebsame Arbeiter, obwohl sie an der damaligen Versammlung nicht mehr und nicht weniger theilhaftig waren wie jeder Andere, durch Aussetzen oder Entlassen zu bestrafen. Alte Leute, welche viele Jahre ihre gesunden Knochen für die Gesellschaft hingegeben haben, müssen aussetzen, andere Leute läßt man zehn Stunden arbeiten. Könnte da nicht die Arbeitszeit verkürzt werden, damit alle Arbeit hätten? Die Arbeiter werden dieses Vorgehen nicht verzeihen, denn es kommen auch wieder bessere Zeiten.

Achtung Holzarbeiter! Die Korffabrik von Fürth u. Ehrlich in München sucht ständig Korfschneider nach dort zu locken, giebt den Kollegen auch Reisevorschuß, zieht denselben aber dann baldigt vom Lohne ab. Viele von Hannover, Posen, Prag, Triest u. s. w. in den letzten Monaten mit ihren Familien nach dort verzogene Kollegen befinden sich im bittersten Elend und Noth, da die Firma die schlechtesten Löhne zahlt und die Arbeiter unter einer ganz erbärmlich schlechten Verfallordnung stehen.

Im alleräußersten Falle ist es möglich, im Afford höchstens 24 Mk. pro Woche zu verdienen, die meisten Anfänger gehen mit 16-18 Mk. wöchentlich nach Hause, wenn nun noch wöchentlich 3-5 Mk. Abzug vom erhaltenen Reisevorschuß hinzukommt, so ist das größte Elend da. Zu berücksichtigen sind dabei noch die theuren Lebens- und namentlich Wohnverhältnisse in München, 2 kleine Zimmer monatlich im 1. Stock 30-35 Mk., dabei sind solche noch sehr schwer erhältlich. Differenzen hat die Münchener Organisation wegen versuchter Reduktion der Affordjäge u. s. w. nahezu alle zwei Monate auszufechten, die letzte erst am 14. Februar d. J. Da jedoch der Wechsel unter solchen Verhältnissen bei den Kollegen sehr stark ist, ist ein energisches Einschreiten seitens der Zahlstell. bisher stets vereitelt worden.

Die Holzarbeiter Breslans, Schlesiens und Posen's werden daher erucht, sich bei der Zahlstellenverwaltung München zu erkundigen, ehe dieselben ein Arbeitsverhältniß mit oben genannter Firma eingehen.

Zur bevorstehenden Gewerbegerichtswahl sind die Beisitzer für den Wahlvorstand jedes Bezirks aus der Zahl der Wähler desselben Bezirks zu wählen und zwar durch die bisherigen Beisitzer zum Gewerbegericht. Diese sind daher zur Vornahme der Wahl auf Montag, den 3. März, Nachmittags 6 1/2 Uhr in den Fürstensaal des Rathhauses eingeladen worden.

Das oberschlesische Arbeitersekretariat vor Gericht. Vor dem Landgericht in Beuthen O.S. wurden gestern zwei Strafsachen des Genossen Dr. Winter in seiner Sekretariatsangelegenheit verhandelt; es handelte sich in beiden Fällen um Verurteilungen gegen verurtheilende Schöffengerichtsurtheile, die unter dem Vorhitz des Amtsrichters Ludwig zu Stande gekommen waren, der sich bereits in einem früheren Verfahren gegen Genossen Winter eine Reklamation durch den Landgerichtspräsidenten Dr. von Rheinbaben wegen ungehöriger Behandlung des Angeklagten zugezogen hatte. In der Verhandlung, die inbetriff des Thatbestandes nichts Neues zu Stande förderte, spielten natürlich die Interpellation unserer Fraktion vom 22. d. M. und die bekannte Erklärung des Staatssekretärs von Posadowski vom 23. November 1899 eine Rolle, indem der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Färber, ihre Bedeutung für die vorliegende Sache hervorhob. Da ferner vom 16. Oktober vorigen bis Mitte Februar diesen Jahres in der einen Sache eine richterliche Handlung gegen den Angeklagten nicht unternommen worden war — die Akten waren ans Justizministerium geschickt worden — so vertrat der Verteidiger die Ansicht: die Sache sei damit verjährt. Der Angeklagte suchte nachzuweisen, daß ein gewerbmäßiger Betrieb insofern nicht vorliege, als sich trotz der Einnahmen der General-Kommission aus dem oberschlesischen Gewerkschafts-Mitgliedschaften für sie nicht ein Gewinn, sondern nur eine theilweise Deckung der Kosten ergebe; ferner wies er darauf hin, daß von einer Selbstständigkeit des Betriebes keine Rede sein kann, was sonst allgemein als notwendig erachtet werde, wenn ein gewerbmäßiger Betrieb angenommen werden solle. Die Staatsanwaltschaft beantragte aus diesem letzten Grunde, weil von einer Selbstständigkeit des Betriebes nicht die Rede sein könne, die Freisprechung.

Das Gericht machte den Rückzug des Staatsanwalts nicht mit, sondern beschloß Verurteilung. Es sollen an der Hand der Stenogramme der einschlägigen Reichstags-Verhandlungen die Entstehung und der Zweck des § 35 S.O., soweit er sich auf Rechtsichung-Ertheilung bezieht, festgestellt werden.

Reform des Wohnungswesens. Der zweite Vortrag über die Frage der Wohnungswesen, der von der Breslauer Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform eingehend erörtert wird, wurde von dem bekannten Wohnungspolitiker Herrn Dr. Eberstadt-Berlin gehalten. Diesmal war das Vernehmliche der Rede das Thema „Der Einfluß der wachsenden Bauweise auf das Wohnungswesen“.

Wir können kaum abwarten, bis der Vortrag über die Reform des Wohnungswesens, der von der Breslauer Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform eingehend erörtert wird, wurde von dem bekannten Wohnungspolitiker Herrn Dr. Eberstadt-Berlin gehalten. Diesmal war das Vernehmliche der Rede das Thema „Der Einfluß der wachsenden Bauweise auf das Wohnungswesen“.

der älteren Anschauung, nach welchem die Wohnungsverhältnisse lediglich von einfachen volkswirtschaftlichen Gesetzen — Angebot und Nachfrage, Standardeinteilung — regiert werden, er glaubt vielmehr, daß die Entwicklung eine im hohen Maße künstliche sei und von Verwaltungsmaßnahmen stark beeinflusst werden könne und werde. Der Typus des deutschen Wohnhauses ist seit 80 Jahren die Miethskaserne. Sie trifft zusammen mit der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, dem Aufschwunge städtischen Lebens, Verwaltungsmaßnahmen gegen den neuen Verhältnissen gegenüber vollständig unfähig. Die Bauweise, deren Inneres zunächst für Gärten bestimmt war, wurden bald vollständig bebaut und so bildete sich die Miethskaserne mit mehreren Stockwerken, mehreren Höfen und der nach dem Hofe abgeschobenen Bevölkerung aus. Die breiteren Straßen gaben das Recht der fünfstöckigen Ueberbauung (in der Höhe). So entstand die künstliche Preissteigerung des Bodens und die Bodenpekulation in ihrer jetzigen Form. Die Masse der Bevölkerung ward vom eigenen Besitz ausgeschlossen; es bildete sich ein kleiner Stand von nominellen Besitzern, das Miethshaus, die Miethskaserne, und für die große Masse folgten daraus ungenügende Wohnungen und stetige Miethsteigerung. Die geübte Werthsteigerung des Bodens durch die städtische Entwicklung — etwa das zehn- bis fünfzehnfache des früheren Wertes als Ackerland — will Redner durchaus gelten lassen. Bekämpft werden aber müsse die künstliche Werthsteigerung durch die monopolistische gedrängte Bauweise, die sogenannte Kasernierungsweise. Hier sei eine Steigerung um das 70- bis 150fache des ursprünglichen Wertes vor sich gegangen. Diese Bodenpekulation beruhe einmal auf dem Häuserbau. Weitab von der Peripherie werden Miethskasernen errichtet, während die dazwischen liegenden Gelände der Bebauung oft viele Jahre lang entzogen werden, um den Bodenwerth künstlich zu steigern. Den gewaltigen, sicher eintretenden Gewinnen gegenüber kommen die Zinsverluste für das hineingesteckte Kapital garnicht in Betracht. Redner schildert die Entwicklung der deutschen Städte bezüglich ihrer Bebauung vom Mittelalter her eingehender und kommt dann zur Frage der Reform dieser Verhältnisse. Es gelte, die Schablonen der gleichmäßigen quadratischen Blocks zu beseitigen, und durch Trennung von Verkehrsstraßen und Wohnstraßen eine Spezialisierung herbeizuführen. Die Verkehrsstraßen sollten ihren durch die natürliche Entwicklung gegebenen Charakter behalten. Die Wohnstraßen aber seien mit bürgerlichen Wohnhäusern zu besetzen, deren niedrigere Bauart eine Straßenbreite von nur 9 bis 11 Metern und nicht so große Höfe erfordern, so daß also der Erlas der Miethskaserne durch das bürgerliche Wohnhaus keine Verschwendung, sondern vielmehr eine blonominischerer Nutzung von Grund und Boden bedeute.

In der Theorie widerstrebe diesem Gedanken Niemand, aber die praktische Gestaltung sei ungeheuer schwer, weil insbesondere die Spekulation das Prinzip der Scheidung von Verkehrs- und Wohnstraßen absolut nicht aufkommen lasse. Bis jetzt habe nur die Stadt Leipzig den Mut gefunden, dieses Prinzip praktisch einzuführen.

Auch die Frage der Verschuldung des städtischen Bodens hängt mit unserer Wohnungsmisere eng zusammen. Die gewaltige Werthsteigerung des Bodens ist eine notwendige Folge der gewaltigen Werthsteigerung des städtischen Bodens in Deutschland 42 Milliarden Mark, die jährliche Zunahme betragt etwa 1750 Millionen Mark, und zur Verzinsung der stehenden Bodenschuld sind außerdem jährlich 2 Milliarden Mark erforderlich. Die Belastung des ländlichen Bodens zu dem des städtischen verhält sich wie 1 zu 4. Kein anderes Land wie Deutschland hat solche Zustände! Möglich ist eine solche Verschuldung nur durch ein System, das die Umwälzung aller Zinslasten u. s. w. auf andere Schultern gestaltet — das System der Miethskasernen, bei dem alle Lasten auf die Mieter abgewälzt werden. Dasselbe System verhindert auch die Schuldentilgung, denn je geringer das Kapital ist, das der Hausbesitzer selbst im Hause stecken hat, desto größer ist der projektuale Gewinn von diesem Kapital, und zudem sind hoch belastete Häuser ein bequemeres, marktgängigeres Handelsobjekt als mäßig verschuldete, weil ihre Ankauf geringere Anzahlungen erfordert. Infolgedessen hat der Besitzer einer Miethskaserne das Haus meist nur dem Namen nach, das fortwährende Spekulation damit treibt stetig die Miethen in die Höhe, und wenn die Hypotheken theurer werden, drückt sich auch das in höheren Miethen aus. Redner glaubt, daß die Bürgerschaften viel thun können, um die so nöthige Steigerung der Miethpreise herbei zu führen. Aber auch die Hausbesitzer selbst kommen zu der Erkenntniß, daß die Verhältnisse unhaltbar sind und sie alle Ursache haben, sich gegen die Bodenmonopolisten zu wenden. Als sein Programm zur Reform der Wohnungsfrage nennt Redner am Schluß seines sehr beifällig aufgenommenen Vortrages: Niederwerfung der Bodenpekulation, Befreiung der Miethskaserne als Zwangsmittel und durchgreifende Reform des Realcredits und der Bodenverschuldung.

Die Diskussion gestaltete sich zu einer sehr lebhaften, wenn auch nicht immer ersprießlichen. Herr Stadtvorordner Lehmann 3. B. förderte ungläublich krauses Zeug zu Tage und wir bewunderten nur die Geduld des Vortragenden, auf die unverdächtigsten Vorfälle dieses eigenartigen Stadtwaters näher einzugehen. Ein Vertreter der Hausbesitzer, Herr Groch, lamentirte über die jämmerliche Lage der Hausbesitzer und ihre ungerichte Belastung mit Steuern und Abgaben, war aber auch für ein Verbot des Bauens von Reizeenwohnungen und vierstöckigen Häusern. Herr Rechtsanwalt Dr. Reiffert bestritt die Verbilligung der Wohnungen durch die vom Referenten vorgeschlagenen Reformen, Herr Lehrer Krüge die Einwirkung der Steigerung des Zinsfußes für Hypotheken auf die Miethen. Auch zwei Magistratsmitglieder, Herr Stadtbaurath Plüddemann und Herr Rämmerer hörte theilhaftigen sich an der Erörterung. Sie bejauhrten die Revision des städtischen Bauplanes, die Einführung städtischer Wohnungsinspektionen und den Erlas eines Reichswohnungsgesetzes. Herr Dr. Eberstadt ging mehrfach auf die in der Diskussion erbobenen Einwände und gegebenen Anregungen ein. Am Schluß resapitulirte der Vorsitzende, Professor Dr. Sombart in der ihm eigenen umfassenden und glänzenden Art die Ergebnisse des Abends. Gegen die Ausführungen des Referenten sei Widerspruch erhoben und behauptet worden, daß die Bodenpekulation und die Häuserpekulation hiebei würden auch dann, wenn wir die Miethskasernen nicht mehr hätten. Die Spekulation im Grundbesitz habe allerdings viel tiefere Wurzeln, sie liege thätlich in unserem Wirtschaftssystem begründet. So lange wir Privatrecht an Grund und Boden hätten und Häuser für den Verkauf gebaut würden, so lange werde die Spekulation bestehen bleiben und die Preise in die Höhe treiben. Der eigentlich entscheidende Wendepunkt in unserem ganzen städtischen Wohnungsweien sei nicht die Einführung der Miethskasernen, sondern der Spekulationsbau — daß an Stelle des Privatbaues mit gelegentlicher Vermietung das gleich am Zweck der Vermietung gebaute Haus entstanden sei. Ob man nun ein Haus mit hundert Wohnungen oder hundert Häuser mit einer Wohnung baue, laufe für die Zwecke der Spekulation auf eins hinaus; man werde dann Spekulationen bekommen, die Blocks bauen, statt solchen, die ein Haus bauten. Der Vorsitzende stellt fest, daß Alles einzig sei in dem Grundgedanken des erheblichen Anstieges des Bodenpreises auf die Miethen. Redner hofft, daß in Zukunft sich eine Trennung zwischen Hausbesitzern und Bodenpekulation ergeben werde, in Folge der gegenläufigen Interessen. Damit werde die Reform des Wohnungsweiens eine weitere erhebliche Förderung erfahren. Die Feststellung dieser Thatfache sei ein weiteres erfreuliches Ergebnis der Verhandlungen des heutigen Abends. — Erst nach Mitternacht fand die interessante Besprechung ihr Ende.

Schutz den Bauarbeitern! Der schwere Unfall, der sich am 18. Oktober v. J. bei der Ausführung von Arbeiten an der Eisenbahn-Linie... auf der Göttingerstraße ereignete, hat die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf die Verhältnisse der Bauarbeiter gelenkt. Vor der ersten Strafkammer zur Förderung sachgemäßer Schutzmaßnahmen...

